

Book reviews – Comptes rendus – Buchbesprechungen

Hartmut MARHOLD, *Die EU-Krisenpolitik. Chaos oder Kosmos? Abkehr vom Neoliberalismus und inkrementalistische Föderalisierung*, Europäisches Zentrum für Föderalismus-Forschung Tübingen, Tübingen, 2015, 164 S. – ISBN 978-3981014396 – Schutzgebühr 9,95 €.

Hartmut Marhold ist studierter Historiker, der seit den 1980er Jahren in europäischen Interessenverbänden und Bildungseinrichtungen arbeitet. 2013 wurde er Direktor für Forschung und Entwicklung am *Centre international de formation européenne* (CIFE). Marhold ist auch stellvertretender Leiter des *Instituts für Europäische Politik* (IEP) in Berlin, das „ein strategischer Partner der Europäischen Kommission [ist] und von ihr finanziell unterstützt“ wird.

Der Autor unternimmt in seinem „Büchlein“ (S. 5) den verdienstvollen Versuch einer Orientierung in einem unübersichtlichen Feld: Marhold systematisiert und evaluierter (auf 149 Seiten) die Krisenpolitik der EU zwischen 2008 und 2015. Der Autor erweist sich als profunder Kenner politischer „Quellen“ (im Literaturverzeichnis 11 von 15 Seiten). In der Auswertung dieses „grauen“ Schrifttums der EU und ihrer Stakeholder liegt der besondere Wert des Buches. Der Autor versteht es, in seinen Analysen die Widersprüchlichkeit europäischer Konstellationen aufzuzeigen, indem er juristische Befunde zu den nicht selten abweichenden politischen Realitäten in Beziehung setzt. Was die „Fachliteratur“ i.e.S. angeht, beschränkt sich Marhold z.T. auf Basiswerke. Sein Buch hat den Charakter eines *Preprints* für ein jedoch eminent wichtiges Thema.

Marholt entwickelt ein konzises Forschungsdesign auf der methodischen Basis einer Politikfeldanalyse (S. 5-25). Konsequent befasst er sich im anschließenden Analyseteil mit politischem Handeln und politischen Maßnahmen. Im Ergebnis erhält der Leser einen mehrdimensionalen Überblick, nämlich über den zeitlichen Ablauf, über die Politikfelder, über Instrumente und Akteure der EU-Krisenpolitik. Marholt enthält sich weitgehend eigener moralischer Bewertungen und politischer Vorschläge oder Parteinaahmen. Sein Werk kann, aufgrund seiner Nüchternheit, Akribie und Kompetenz, als die erste vom Ansatz her einigermaßen „reife“ Arbeit zur EU-Krisenpolitik aufgefasst werden.

Marholt unterscheidet vier „Maßnahmengruppen“: „Konjunktur und Investitionsprogramme“, „Rettungsschirme“, „Überwachung und makroökonomische Konvergenz“ sowie „Finanzmarktregulierung“ (S. 28). Die darin getroffenen Einzelschritte evaluiert er nach den Kriterien einer „Neoliberalisierung“ sowie „Föderalisierung“, d.h. bewertet sie dahingehend, inwieweit sie wirtschaftlich deregulierend waren resp. den Zusammenschluss der EU zu einem Bundesstaat förderten. Er kommt zu dem Ergebnis, dass nur mikroökonomisch, auf einzelne Märkte bezogen, eine Neoliberalisierung eingetreten sei, während es makroökonomisch im Gegenteil zu einer verstärkten Regulierung resp. *Governance* gekommen sei (S. 135 und 137). Die

politische Einigungswirkung der Antikrisenmaßnahmen beurteilt Marholt differenziert: Formalrechtlich sei die Europäische Kommission wesentlich gestärkt worden durch ihre Kompetenz bei der Kontrolle der nationalen Haushalte, welche nur durch eine qualifizierte Mehrheit der Mitgliedstaaten gegen sie aufhebbar sei (S. 91). Allerdings habe die Kommission ihre hohe Sanktionsmacht noch nie benutzt (S. 92/3, 143), was der Autor auf ‚Vorsicht‘ zurückführt.

Marholts Kriterien einer Systematisierung der EU-Politik sind nicht allseits schlüssig, was sich auf seine Politikanalyse aber nicht konkret auswirkt. Insbesondere scheinen Marholts Gegensatzpaare ‚Neoliberalismus‘ zu ‚Keynesianismus‘ oder ‚Ordoliberalismus‘ und ‚Föderalismus‘ zu ‚nationaler Autonomie‘ bzw. ‚Zentralismus‘ nicht optimal bestimmt: Die Dichotomien sollten allgemeiner formuliert werden und nicht unnötig pejorativ sein. So hing Marhold (bis zu einer späten Korrektur (S. 138) der Vorstellung an, Neoliberalismus sei vor allem mit der Veränderung (Verschlechterung) sozialer Austauschverhältnisse gleichzusetzen. Richtig ist, dass auch in anderen Wirtschaftssystemen wie der kapitalistischen Planifikation der Nachkriegszeit oder der Organisierten Wirtschaft der Zwischenkriegszeit vergleichbare Anpassungen stattfanden – und dass Neoliberalismus phasenweise auch zu mehr Verteilungsgleichheit führen könnte. Das was in Marholts Studie als ‚Neoliberalismus‘ firmiert, wäre mit ‚Laissez-faire-Kapitalismus‘ wohl besser getroffen. Und das Gegenteil von ‚Laissez-faire‘-System wären alle regulierenden und behütenden Formen von Kapitalismus, von denen der Keynesianismus und Ordoliberalismus nur zwei wären. – Was die Verwendung des Kriteriums ‚Föderalismus‘ angeht, berücksichtigt Marhold nicht, in welchem Stadium des Vereinigungspfades (wenn es dazu kommen sollte) sich die EU befindet. Käme es – so Marhold – in Teilen sogar zu ‚zentralistischen‘ Strukturen zugunsten der EU, wären diese – nach Meinung des Rezessenten – doch als ‚föderalisierend‘ aufzufassen, weil sie den Einigungsprozess insgesamt stützen würden.

Marholts Studie ist einem ‚europäischen‘ Arbeitszusammenhang entsprungen: Die EU unterstützt dessen Arbeitgeber finanziell und ideell. Inwieweit könnten Loyalitätsgesichtspunkte erkennbar Niederschlag in seiner Studie gefunden haben? Immerhin dürfte klar sein, dass die EU keinesfalls politisch neutral ist, sondern selbst Produzent von Ideologie, ein bisweilen hartnäckiger Vertreter politischer Anspruchpositionen und dadurch Auslöser oder Auftraggeber von Lobbyismus. – Marholts souverän-nüchterne Forschungsattitüde hat auch damit zu tun, dass er strikt systemimmanent denkt. Diese analytische Konzentration war zunächst auch fruchtbar. Allerdings vermied der Autor genau jene Sichtweisen, welche die EU selbst oder ihre Entwicklungsperspektive einer ‚ever closer union‘ in Frage stellen könnten: Kann die EU-Kommission – in systemischer Betrachtung – jemals die nötige Legitimation (= Ansehen in der Bevölkerung) erwerben, um sich zur europäischen Regierung aufzuschwingen? Steht nicht ein EU-Kommissionspräsident, der vorher als Ministerpräsident seinen Kleinstaat als gemeinschaftsschädliche Steueroase betrieb, geradezu für den moralisch niedrigen Status der EU?

Marholds Studie zur EU-Krisenpolitik ist, trotz einiger Mängel, ein Durchbruch bei der Erforschung der jüngsten europäischen Politik der Krisenbewältigung. Sein Buch enthält – außer einer Vielzahl von Fakten – auch die Grundzüge einer politischen Theorie und könnte für einschlägige weitere Forschungen hilfreich sein.

Dr. Holm Arno Leonhardt
Universität Hildesheim

Donatella M. VIOLA (ed.), *Routledge Handbook of European Elections*,
Routledge, London and New York, 2016, 786 p. – ISBN 978-0-415-59203-1 – 158 £.

Parler d'un travail colossal lorsque l'on cite cet ouvrage éditée par Donatella Viola, et issu d'une collaboration de chercheurs de toute l'Europe, est un euphémisme tant le soin apporté à compiler des données de recherches sur tous les pays membres de l'Union Européenne dans leurs spécificité et leurs rôles dans le fonctionnement de l'exercice démocratique européen, nous pousse à l'admiration. Le débat qui consiste à connaître l'importance du Parlement Européen au sein de l'Union européenne et de son utilité dans l'exercice démocratique qui se joue au quotidien au sein de l'institution, démontre par cette publication, qu'il a toujours sa place et qu'il est on ne peut plus vif.

Par cette édition Donatella M. Viola semble nous montrer qu'il existe une dichotomie entre l'importance que prend l'Assemblée européenne depuis quelques années, et la désertion de plus en plus massive des citoyens européens ainsi que des grands partis dans l'enjeu des élections européennes. Si Donatella Viola nous offre dans le préambule de cette collaboration scientifique une présentation succincte de la genèse du Parlement Européen et de son rôle d'assemblée consultative à celui d'assemblée législative que nous lui connaissons aujourd'hui, elle n'oublie pas pour autant de nous donner matière à réflexion, en proposant toute une analyse de la composition du Parlement et de son fonctionnement interne.

En faisant une distinction chronologique, tous les pays membres sont présents dans cette étude. En les nommant «anciens États-Membres», l'analyse commence par les pays fondateurs, c'est-à-dire la France (Julien Navarro), l'Allemagne (Siegfried Schieder et José M. Magone), l'Italie (Donatella Viola), la Belgique (Nathalie Brack et Jean-Benoît Petit), les Pays-Bas (Hans Vollaard, Gerrit Voerman et Nelleke Van de Walle) et le Luxembourg (Patrick Dumont, Raphaël Kies et Philippe Poirier), puis par le premier élargissement, le Royaume-Uni (Julie Smith), l'Irlande (Richard Dunphys) et le Danemark (Corine Bischoff et Marlène Wind), vient ensuite le second et troisième élargissement, la Grèce (Maria M. Mendrinou), l'Espagne et le Portugal (José M. Magone). Finalement, le quatrième élargissement, l'Autriche (Sylvia Kritzinger et Karin Liebhart), la Finlande (Tapio Raunio) et la Suède (Carine Bischoff et Marlène Wind), puis en les nommant «les nouveaux États-membres», les douze nouveaux pays qui ont adhéré depuis: Malte (Roderick Pace) et Chypre (Kalliope Agapiou-Josephides) pour les pays du Sud de la Méditerranée, la Slovénie (Danica Frink-

Hafner et Tomaz Dezelan), l'Estonie (Piret Ein), la Lettonie (Janis Ikstens), la Lituanie (Irminda Matonytė), la République Tchèque (Michal Klima), la Slovaquie (Marek Rybar), la Hongrie (Attila Agh et Sandor Kurtan), la Pologne (Jerzy Jaskiernia), la Bulgarie (Dobrin Kanev et Katia Hristova-Valtcheva), et la Roumanie (Gabriela Borz) pour les pays du Centre et de l'Est de l'Europe.

Cette collaboration scientifique, tant par son envergure que par sa densité nous fait prendre conscience qu'au fil des années, l'intégration européenne a apporté son lot de complications dès qu'il s'agit de formuler une étude scientifique globale sur la situation de l'Union européenne. D'une Europe à six membres en 1958, à neuf en 1973, puis respectivement dix et douze en 1981 et 1986, avant de devenir une communauté à quinze en 1995 avant de faire, bien entendu, un grand bond en avant en 2004, l'Union européenne se compose depuis 2007 de vingt-sept Etats qui compliquent grandement son appareil démocratique, le Parlement européen en tête. En des temps où le Parlement n'avait que peu de pouvoirs décisionnels, face au Conseil des ministres et de la Commission, qui bien qu'elle tarda à prendre son indépendance, prit une toute autre dimension à partir des années Delors. Le Parlement européen semblait bien avoir du mal à trouver sa place. C'est par cette complexité que le Parlement européen devint une nécessité, car les décideurs politiques européens ne se sentaient plus suffisamment légitimés pour décider de l'avenir des vingt-sept pays. Se fit sentir le besoin d'une plus grande intégration des trois grandes institutions: le Conseil européen, la Commission européenne et le Parlement européen.

Plus de vingt-sept pays sont alors étudiés, donnant un éclairage sur leur originalité politique face à leurs partenaires, et à leur vision de l'Europe à travers leurs populations et leurs partis politiques respectifs. Chacune de ces études répond à certains critères: une présentation du paysage politique et de l'attitude vis-à-vis de l'Union européenne, une partie sur l'opinion publique et son avis sur l'intégration européenne, une présentation succincte des systèmes électoraux, et pour finir, une analyse des élections européennes parlementaires dans chacun des pays étudiés.

Consécutivement à cette présentation succincte, en fin de parcours, Donatella Viola nous donne les conclusions de son analyse, qui, au vu de l'immensité de l'information à traiter, ne saurait être totalement fiable comme l'auteure le dit elle-même. Il est en effet difficile de trouver une réponse véritable à la question de savoir s'il existe une tendance politique type ou un portrait type de l'«anti-européen» ou au contraire «pro-européen». On ne peut pas extrapoler ni de la taille du pays, que ce soit en termes de populations ou d'importance politique, ni de la place de son économie dans le monde ou de son influence diplomatique, des critères qui font qu'un pays possède un parti en faveur de l'Europe ou contre l'Europe.

Mais le plus gros de ce travail consiste à nous donner comme information principale, que la participation aux élections européennes ne cesse de baisser, quelque soit le pays membre, peu importe son statut historique d'ancien pays membre ou de nouveau venu. À part quelques irréductibles, qui forment plutôt des exceptions que de véritables tendances positives, la participation moyenne des citoyens aux élections européennes, entre 1979 et 2009, a diminué de près de 20%, et ce ne sont pas les

élections de 2014 qui ont amélioré les choses, puisque la tendance est toujours à la baisse. Si la question de la valeur du Parlement européen se pose, ce n'est alors non pas pour sa place dans les institutions décisionnelles, mais pour le taux de participation et donc de sa nature démocratique représentative du plus grand nombre.

D'ailleurs, si l'on peut émettre une petite critique au sujet de ce travail, bien que ce soit surtout une analyse se basant sur les populations citoyennes européennes, il manque vraisemblablement une analyse de l'influence grandissante des entreprises multinationales au sein du Parlement européen. Parallèlement à la baisse observée de la participation citoyenne, leurs lobbys exercent une emprise croissante au sein de l'hémicycle à Strasbourg. Ceci est un problème d'autant plus grave que la baisse observée de la participation citoyenne se fait l'écho d'un manque de représentation citoyenne au niveau des décisions européennes, et donc des facultés du Parlement de se légitimer, alors qu'en plus de cela, des contre-pouvoirs tendent à infléchir les décisions prises par ce même Parlement.

En guise de conclusion, Donatela Violla se permet une comparaison biblique en rapprochant dans son analyse le Parlement européen et la «Tour de Babel» qui, à son avis, représente une excellente image pour traduire la direction dans laquelle l'Europe se dirige, une Europe de l'incompréhension, qui du sommet jusqu'à la base, ne parle plus la même langue ni ne possède la même vision. La situation dramatique qui en résulte débouche sur la conclusion peu optimiste qu'il est urgent de restaurer les préceptes et les idées qui constituaient le projet initial de l'Europe, si l'on veut à nouveau rassembler les Européens autour du grand projet qu'est l'Union.

Stefano Cattaneo
ICEE, Sorbonne Nouvelle

Markus K. BRUNNERMEIER, Harold JAMES, Jean-Pierre LANDAU, *The Euro and the Battle of Ideas*, Princeton and Oxford, Princeton University Press 2016, 440 p. – ISBN 978-0-691-17292-7. – 24,95 £.

Dieses Buch weckt schon wegen der drei Autoren besondere Aufmerksamkeit: Brunnermeier ist Deutscher und lehrt in Princeton Ökonomie, James ist Brite und lehrt, ebenfalls in Princeton, Wirtschaftsgeschichte und Internationale Beziehungen, und Landau ist Franzose, arbeitete in leitenden Positionen bei der Banque de France sowie beim Internationalen Währungsfonds und bei der Weltbank und lehrt heute Ökonomie am Institut d'études politiques de Paris (Sciences Po). Das Autorenteam vereint also unterschiedliche Nationalitäten, Wissenschaften und berufliche Prägungen. Entstanden ist ein höchst gedanken- und lehrreiches Buch über die Ursachen der Eurokrise. Von dem martialisch anmutenden Titel sollten sich Leserinnen und Leser nicht abschrecken lassen: Das Buch handelt von gegensätzlichen währungs- und wirtschaftspolitischen Konzepten, welche die Autoren in Deutschland und Frankreich lokalisieren und die sie in vier Gegensatzpaaren bündeln: Regeln versus Ermessen, (finanzielle) Solidität versus Solidarität, Solvenz versus Liquidität und Austerität versus wirtschaft-

liche Stimulierung. Selbstverständlich kommen diese Konzepte in der wirtschaftspolitischen Realität nicht in Reinform vor, aber sie dienen nach Ansicht der drei dazu, die einschlägigen Probleme und Kontroversen besser zu verstehen.

Das Buch ist in vier Kapitel unterteilt. Zu Beginn werden die Machtverschiebungen innerhalb der Europäischen Union analysiert. Die Autoren stimmen darin überein, dass sich seit 2010 das Machtzentrum zunächst von „Brüssel“ in die Hauptstädte der Mitgliedsstaaten, von letzteren nach Berlin und Paris und schließlich, vor dem Hintergrund der Krisen um Griechenland, die Flüchtlinge und den Brexit, völlig nach Berlin verlagert habe: „Germany looked more and more dominant in Europe“ (S. 39), als einziger nennenswerter Gegenspieler sei die Europäische Zentralbank verblieben. Danach erläutern die Autoren die historischen Wurzeln der deutsch-französischen Differenzen, die sie als Kernproblem und Haupthindernis des Einigungsprozesses begreifen, also beispielsweise die zentralistischen bzw. föderalistischen Traditionen, die unterschiedlichen Industriestrukturen oder die kooperativ bzw. konfrontativ orientierten Gewerkschaften. Das zweite Kapitel widmen die Autoren einer eingehenden und multiperspektivischen Untersuchung der oben erwähnten Gegensatzpaare. Im dritten Kapitel setzen sie sich mit dem „Stiefkind“ des Maastricht-Vertrags auseinander, nämlich der Frage, mit welchen Mitteln und von welchen Institutionen der Finanzsektor im Fall einer krisenhaften Entwicklung stabilisiert werden sollte. Das vierte Kapitel verlässt die deutsch-französische Arena und bezieht wichtige andere Akteure und deren Interessen und Aktivitäten ein: Italien, die Weltmächte USA, Großbritannien, China und Russland, den Internationalen Währungsfonds und die Europäische Zentralbank. Zum Schluss fassen Brunnermeier, James und Landau ihre Problemanalyse pointiert zusammen und verweisen auf das aus unterschiedlichen ordnungspolitischen Traditionen und unterschiedlichen Wirtschaftskulturen resultierende Unverständnis insbesondere zwischen Deutschland und Frankreich: „As a consequence, they misinterpret what the other side is arguing and impute, instead of well-intentioned and constructive motives, egoistical desires and sinister master plans“ (S. 375).

Das Buch überzeugt durch seine Zusammenschau der historischen Wurzeln und der aktuellen wirtschaftlichen und politischen Interessenlage. Den unter Europapolitikern und -historikern – unter Berufung auf Jean Monnet – verbreiteten Optimismus, dass Europa durch die Überwindung seiner Krisen zusammenwachsen werde, teilen sie nicht. Die Krisenlösungskapazität der Europäischen Union halten sie für begrenzt, es fehle an frischen Ideen. Vor diesem Hintergrund erscheint ihr Vorschlag, eine „Economic Ideas Union“ (S. 376) zu gründen, durchaus originell. Schließlich seien ökonomische Ideen und Traditionen nicht ‚in Stein gemeißelt‘. Die Rückkehr zu nationalen Lösungen halten die drei Autoren, die eine prinzipielle Sympathie für das europäische Projekt eint, hingegen nicht für einen erfolgversprechenden Weg. Ihrem Wunsch, dass die vielfältigen Erkenntnisse und Anregungen des Buches die Leserinnen und Leser – einschließlich der maßgeblichen Politikerinnen und Politiker Europas – für die bevorstehenden Aufgaben sensibilisieren mögen, kann man nur beipflichten.

Dr. Werner Bührer
München

Felix KLOS, *Churchill on Europe: The Untold Story of Churchill's European Project*, I.B. Tauris, London, 2016, 86 p. – ISBN: 9781784537517 – 4.99 £.

In Britain the pre-referendum debate launched a whole range of scholarly contributions describing Britain's role in the European integration. This is a pre-referendum release that elaborates on Winston Churchill's (1874–1965) involvement in the push for European unity after the Second World War. It is based on Felix Klos's full monograph into the subject that is due to be published later this year.

As this is not a full-sized book, I do not think it should be reviewed as such. Keeping in mind its purpose, I will focus on it on its own terms. It is a very short, almost introductory-like piece on Churchill's European project. It illustrates not only Churchill's forgotten European project but also its historical relevance in the context of post-war Britain to the undecided British public.

At the beginning of the book, the author informs his readers that the book contains “never-before-published material to tell the true story of Churchill's driving role” in the post-war European unification (pp.1-2). To me it strikes as a rather bold statement. A critical reader is willing to accept that the booklet contains results of a study using primary sources that have not been published before. But to go as far as to claim that this is the story of Churchill's European project strikes as a simplistic statement, one that could be challenged by saying that the study of history is not just about laying out the source material but it is also about interpreting it for narrative purposes. To be fair, the British pre-referendum debate was notoriously full of simplistic claims. In that context, this book was surely a needed intervention that showed just how serious Churchill was to unify Europe.

The main argument of the book is that the European Union, albeit imperfectly formed, is ‘to a great extent’ a legacy of Winston Churchill (p.6). To demonstrate this, the book is divided into two main parts. First, it takes up Churchill's historical speech delivered at the University of Zurich in September 1946 presenting his ‘vision’ for Europe, and, second, his efforts to win all-party support in Britain to unify the war-ridden continent. The way the author depicts Churchill's ‘vision’ is very convincing. He does not merely remind us of the ex-Prime Minister's fame and influence in post-war Europe but illustrates him as an ambitious old statesman who intentionally puts forward a blueprint for his own legacy. The author also points to the most revolutionary part of the Zurich speech: the idea to unify Europe through Franco-German reconciliation. At that time no other person would have been in the position to suggest anything like it, and have been taken seriously, than Churchill. In the second part of the book, Klos provides a detailed narrative of Churchill's European campaign in Britain. It shows how Churchill and his political inner circle were actively engaged to ensure Churchill's leadership in the emerging European movement. It also reveals a great deal of interesting facts about Churchill's entourage and associations with other European leaders. After the Zurich speech, Churchill and his closest associate, in particular Leo Amery, Bob Boothby and his son-in-law Duncan Sandys, organised a variety of events and informal gatherings: an international meeting with leading

European statesmen, a public meeting in the Royal Albert Hall to inaugurate the European movement in England, 'strategy lunches' with Count Richard Coudenhove-Kalergi and a launch meeting of the United Europe Committee in the House of Commons, that finally included, not just leading Labour, Liberal and Conservative party members but federalists and intellectuals, such as Lionel Curtis and Bertrand Russell. The campaign also published a Declaration of Principles in the morning papers of 16 January 1947. The extent of it all was quite remarkable. More importantly, it managed to attract the attention of prominent financial investors in Britain and the United States who started to provide funding for the cause.

Although the book shows how Churchill's United Europe Movement was well received by British and continental federalists, it would be all too easy to come to the conclusion that his European campaign revealed a federalist side of Churchill. One of the main merits of the book is, indeed, that Churchill is shown to have been a European leader, not just a national war hero. But, as the author duly points out, we should not forget that Churchill was also an imperialist. Although he clearly had the authority and willingness to unite Europe, he was first and foremost a pragmatic politician who went into great lengths to secure his place as one of the leading figures of European political integration. As a politician, Churchill was careful not to insist upon Britain's participation in the united Europe he was planning. Undoubtedly, it was part of his plan not to appear too Europeanist while he was canvassing support for his project from his own as well as other political parties in Britain. This is also shown in the way Churchill was in favour of Macmillan's decision to apply for Britain's membership (pp.60-61).

Despite the fact that it is a short pre-referendum release, Klos's book makes a significant contribution not just to the historiography of Churchill's post-war life but also to European integration history. It shows that Churchill was not withdrawn from political life after the post-war electoral defeat but, on the contrary, took his political skills to use for building a version of European movement that was acceptable to the British popular sentiments. Therefore, this book is an important read for anyone interested in understanding the origins of European Union and Britain's role in it.

Taru Haapala
University of Jyväskylä